Wiener Stadt-Bibliothek.
8728 A

Gottesfurcht

und

Menschenfurcht.

Eine

Erzählung für die Jugend.

Von H.

Wien, 1837.

Gedruckt und im Verlage bei Leopold Grund.

V. 3978

WIENER-STADTBIBLIOTHEK

Gottesfurcht und Menschenfurcht.

In einem Städtchen des nördlichen Deutschlands wohnten zwei ansehnliche Bürger, die von früher Jugend an Freunde gewesen, sich jeden Sonntag besuchten und das Band der Liebe, welches ihre Herzen an einander fesselte, unzerbrechlich erhielten. Der eine war ein Buchbinder, der andere ein Gärtner, und natürlicher Weise mußten ihre ältesten Söhne die Handwerke ihrer Väter erlernen, um einst in ihre Rechte einzutreten. Allein die Erziehung, welche den beiden Söhnen zu Theil wurde, war äußerst verschieden. Der Buchbinder schärfte seinem Ver-

dinand die erhabenen Grundsätze der Religion ein, und sprach oft zu ihm, wenn er denselben vor einem Fehler warnen wollte:

»Ferdinand! bedenke stets, daß dich Gott sieht. Er, der die Welt erschaffen hat, ist überall gegenwärtig. Sein Vaterauge durchschaut nicht nur jeden Abgrund, jede Tiefe, vor welchen unser Geist zurückbebt, sondern auch die geheimsten Falten unseres Gewissens. Ihm ist nichts verborgen; und wenn wir auch im Augenblicke, wo wir Böses thun wollen, uns in unterirdische Schlünde begeben würden, so könnten wir seinen Blicken nicht entgehen, wie schon vor dreitausend Jahren der königl. Prophet im 138. Psalm sang: »Wo werde ich mich vor deinem Geiste verbergen? und wohin werde ich vor deinem Antlitze fliehen? Wenn ich mich zu den Himmeln hinauf schwinge, so finde ich dich dort, wenn ich in die Tiefe der Hölle hinabsteige, so bist du allda gegenwärtig. Wenn ich bei erwachender Morgenröthe auf Flügeln bis ans Ende des Meeres hinwandle, so wird mich deine Hand leiten und deine Rechte mich unterstützen.« — Du siehst es also, mein Sohn, der schwache Erdbewoh-

ner kann sich den Blicken seines Gottes nicht entziehen. Dieser Gedanke ist sehr trostreich für den wahren Christen, gleichwie er folternd für den Bösewicht ist; denn wenn jener überzeugt ist, daß ein untrüglicher Zeuge über ihn wacht, der seine Tugenden kennt und seine Seufzer zählt, so ist dieser ebenfalls versichert, daß seine bösen Thaten nicht ungeräcbt bleiben. Ja, der Gedanke an einen ewigen Vergelter stärkt den Gerechten in Ketten und Banden, flößt ihm Muth und Vertrauen ein, weil er weiß, daß Gott in seiner Nähe ist und ihn sieht; der Ruchlose hingegen findet in der Gegenwart seines Erschaffers schon eine Bestrafung, welche jedoch nur ein Vorspiel jener ist, die er einst auszustehen haben wird.«

»Fliehe also das Böse, mein Sohn, und wenn dich auch kein Mensch sähe, so sieht dich Gott, den man nicht betrügen kann.«

Ganz verschieden waren aber die Lehren, welche der Gärtner seinem Sohne Ruprecht gab. Anstatt denselben durch die Stimme der Religion zur Tugend anzuhalten, so begnügte er sich nur, ihn vom Laster abzuschrecken.

»Wenn dich die Menschen sehen würden,

was würden sie wohl von dir denken und sagen? Du würdest deine Ehre, deinen guten Namen in ihren Augen verlieren, deine jungen Freunde würden dich fliehen und für einen Taugenichts halten. Gib also acht auf deine Schritte und Tritte; denn dein Glück hängt sowohl von dir als von der guten Meinung ab, welche man von dir hat.«

Und Ruprecht gab diesen Worten Gehör. Bald zeigten sich auch die Folgen dieser irrigen, unchristlichen Erziehung. Es genügte dem Jünglinge, in den Augen der Welt brav und rein zu erscheinen, wiewohl sein Herz dem Bösen ergeben war. Wo er nur im Verborgenen seinen Gelüsten nachgeben konnte, so that er es; er täuschte die Welt, schien ein guter, unbescholtener Jüngling zu seyn, da doch die Hölle in seinem Herzen wüthete, da er doch nur ein abgefeimter Heuchler war. Die Menschen ertheilten ihm Lobsprüche, Gott aber verwarf ihn; die Welt schien ihm zu huldigen, der Allwissende aber strich seinen Namen aus dem Buche des Lebens aus.

Verblendet und von Eitelkeit aufgebläht, trat nun Ruprecht den Weg des Lebens an

und war im Begriffe, seine Wanderjahre anzufangen. Die letzte Warnung, welche ihm sein ebenfalls verblendeter Vater zur Lehre mitgab, war jene:

»Sei klug, mein Sohn, und trachte, deinen Namen unbefleckt vor der Welt zu erhalten; du weißt, daß Alles von diesem abhängt. Die Welt ist oft ungerecht, eben darum muß man sie mit Klugheit zu behandeln wissen, ihre Vorurtheile nicht angreifen, sondern denselben nachgeben, um sich in gutem Rufe zu erhalten.«

Ferdinand war auch zum blühenden Jünglinge herangewachsen. Auf seiner Stirne glänzte die holde Unschuld in ihrer völligen Würde und Schönheit. Seine Seele war noch ein edles Kleinod in den Augen des himmlischen Vaters. Sie hatte noch keine Stürme überstanden; denn die Furcht des Herrn stand ihr zur Seite, der Schild des Glaubens beschirmte sie gegen die Angriffe des Lasters. Ferdinand, als treuer Schüler der Religion, hatte sein Leben nach den Regeln der christlichen Weisheit eingerichtet; er kannte die Weisheit der Welt nicht, denn er hatte in

den heiligen Büchern der katholischen Kirche gelesen, daß die Furcht des Herrn der Anfang der Weisheit ist, und daß jenes, was die Welt Weisheit nennt, nur ein Irrlicht ist, welches zwar einige Augenblicke schimmert, bald aber verschwindet, gleich einem Strohfeuer, das keine Dauer haben kann.

Er verachtete zwar die Meinung der Welt nicht; allein er huldigte dieser launenhaften Göttin auch nicht. Er suchte dieselbe durch seinen untadelhaften Wandel zu gewinnen, ohne ihr zu schmeicheln. Er floh die Sünde, nicht weil er fürchtete, das Ansehen der Welt zu verlieren, sondern weil er wußte, daß sie Gott mißfällt.

Seine Jahre waren dahin geflossen gleich einem stillen Bache, dessen Lauf durch keine Hindernisse gehemmt wird. Durch den öftern Empfang der heiligen Sakramente hatte er sein Herz dem Herrn geweiht, seine Seele war das Heiligthum der Liebe Gottes, und getrost warf er seine Blicke in die Zukunft hin, weil er auf den Herrn vertraute.

Auch für ihn schlug die Stunde des Wan-

derers. Sein Vater wünschte, daß er sich in fremden Ländern einige Jahre aufhalten sollte, um sein Handwerk noch besser zu lernen.

Ferdinand bereitete sich zu der ihm bevorstehenden Reise durch eine reumüthige Beicht und durch den Empfang der heiligen Communion vor. Lange schon hatte er nicht mit so glühender Inbrunst gebetet: er hatte ja vom Herrn so viele Gnaden zu begehren, und er wurde gewiß auch erhört.

Am Tage der Abreise wiederholte ihm sein Vater die Worte, welche er so oft zu ihm gesprochen, und befahl ihm, ja nie von den Grundsätzen der Religion abzuweichen.

»Wenn du,« setzte er hinzu, »einst glücklich seyn, und stille, friedsame Tage in diesem Thale der Zähren zubringen willst, so fürchte den Herrn und befolge seine Gebote; denn dieß ist der ganze Mensch, alles Andere ist Eitelkeit. Und wenn du auch selbst durch eine geringe Verletzung der Gebote Gottes alle Reichthümer der Welt erhaschen könntest, so thue es nicht; denn es ist besser nur trockenes Brod mit einem guten Gewissen,

als Leckerbissen mit einem schlechten zu speisen. Wenn du vor einer Kirche vorbei gehst, so trete mit Ehrfurcht in das Haus deines Gottes, empfiehl dich seiner Gnade, und erinnere dich an die Worte des Heilandes im Evangelium: »Ohne mich könnt ihr nichts.« In der Kirche sollst du alles Geschwätz und alle Zerstreuung vermeiden und dich nicht aufführen, gleich als versuchtest du Gott. Auch im Umgange mit andern sei klug: eröffne dein Herz nicht dem Ersten, den du antriffst, und befolge den Rath des alten Sprichworts:

»Sey still und verschwiegen,
Was nicht dein ist, das laß liegen.«

»Und ich auch muß dir einige Lehren mittheilen,« sprach die weinende Mutter. — »Hier hast du ein Muttergottesbild. Trage es stets in deiner Tasche, nicht als legte ich auf dieses Bild einige Zauberkraft, allein der Anblick desselben soll dich an deine liebe Mutter im Himmel erinnern. Ein Jüngling, der Maria ehrt und sie liebt, wird gewiß auch von ihr beschützt werden. Bete jeden Tag zu Ehren der Himmelskönigin nur zwei oder drei Ave

Maria mit Andacht, und Maria wird über dich wachen. O Ferdinand komme bald wieder zurück in meine Arme, komme aber so rein und fromm, als du nun noch bist! Wenn ich erfahren sollte, daß du das Schlachtopfer der trüglichen Grundsätze der Welt oder des Lasters geworden, o so weine, denn mein Tod würde bald erfolgen.« Und sie drückte ihn zehn Mal an ihre Brust. Sie hätte noch mehr gesprochen, allein sie war zu sehr gerührt.

Ferdinand wischte auch seine Thränen ab, schnallte seinen Ranzen zu, hing ihn an die Schulter, nahm den Wanderstab in die Hand, und trat vom Vater begleitet zum Thore des Städtchens hinaus, um seine Reise zu beginnen.

2.

Nun waren also beide Jünglinge im Auslande, an ihren Werken sollte man die Erziehung erkennen, welche sie von ihren Ältern erhalten hatten. Ruprecht, seinen Grundsätzen gemäß, bildete sich nach der Meinung der Welt, suchte den Menschen zu gefallen, fürchtete ihren Tadel, seufzte nach ihren Lobsprüchen,

sprach immer im Sinne jener, die ihn umgaben, opferte die Wahrheit auf und glaubte dadurch sein Glück zu gründen; an Gott aber dachte er wenig oder gar nicht. Sein ganzes Bestreben zielte darauf hin, dem Scheine nach untadelhaft zu seyn, da er es doch in der That nicht war. In Gegenwart seines Meisters arbeitete er immer fleißig, entfernte sich aber dieser, so zündete er seine Pfeife an, stellte sich an einen Baum und ließ die Zeit dahin fließen. So geschah es, daß er nie lange bei dem nämlichen Gärtner blieb, und fast jedes Jahr drei- bis vier Mal weiter wanderte. An Sonntagen war sein Geschäft nur einen Spaziergang zu machen und sich alsdann in einem Wirthshause niederzulassen, wo er den ganzen Nachmittag am Spieltische und im Trinken zubrachte. Lästerte man Gott, spottete man über Religion und Kirche, so gab er auch sein Wort dazu; sang man schlechte Lieder, so stimmte er bei, führte man eckelhafte abgeschmackte Reden, so scherzte er mit. Ausgelacht wollte er nicht werden, und so mußte er alles genehmigen, was vorkam. Er

fürchtete ja nur die Menschen, die ihn sahen und hörten, Gottesfurcht kannte er nicht.

Allein dieses so unchristliche und selbst so vernunftwidrige Betragen trug seine Früchte. Da er nicht immer gleich Arbeit fand und durch seine Reisen sein erspartes Geld aufzehrte, so wurde allmählich seine Börse leicht, und er sah sich gezwungen, seine Taschenuhr zu verkaufen. Im Spiele kehrte ihm auch das Glück oft den Rücken, und so ging es ihm von Tag zu Tag schlechter. Schon hatte er sich vorgenommen, nach Hause zurückzukehren, als er erfuhr, daß in einer benachbarten Stadt ein öffentlicher Spaziergang angelegt werden sollte. Er begab sich dahin, und erhielt Arbeit für etliche Monate.

Ferdinand hatte eine ganz andere Laufbahn angetreten. Er hatte während vier Jahre nur zwei Meister gehabt. Sein religiöser Sinn, sein christlicher Wandel, hatten ihm das Zutrauen der Leute gewonnen, bei denen er angestellt war. Auf ihn konnte man sich ganz verlassen, und wenn auch der Meister nicht zugegen war, so arbeitete er fleißig fort, und versäumte nie einen Augenblick. Die

Sonntage waren ihm heilig. Nie arbeitete er an denselben, sondern wohnte mit Andacht dem Gottesdienste bei. Er begnügte sich nicht mit einer heiligen Messe, hörte immer die Predigt an, um seiner Seele auch Nahrung zu verschaffen und sich in seinen guten Grundsätzen zu stärken.

Nachmittag ging er entweder mit seinem Meister oder ganz allein hinaus auf's Feld, um im Anblicke der freien Natur seine Gesundheit zu stärken, er las etwas in einem lehrreichen erbaulichen Buche; hörte er die Glocke läuten, so ging er auf die Kirche zu, wohnte der Vesper oder dem Segen bei, und kehrte dann still und ruhig nach Hause. Nie sah man ihn in einem Wirthshause oder beim Spieltische; auch war er immer frisch und gesund, an Geld gebrach es ihm nie, da er Ordnung in seinen Ausgaben eingeführt hatte. Sein Gewissen folterte ihn nicht, was er seinen lieben Ältern versprochen hatte, das hielt er treu, und Gottes Segen ruhte auf ihm.

Dem öftern Empfang der heiligen Sakramente verdankte er sein Glück, und er sah mehr und mehr ein, daß nur die Religion

den Erdensohn beglücken kann. Täglich flehte er zu Gott um seinen Beistand, das Bild, welches ihm seine geliebte Mutter gegeben, hatte ihn nie verlassen, er trug es wie ein Heiligthum in seiner Tasche, und vergaß nie die heilige Gottesgebärerin anzurufen.

Der holde Jüngling wollte nun auch in seine Heimath zurückkehren. Ein Brief seines Vaters meldete ihm die Kränklichkeit seiner Mutter, und Ferdinand verließ seinen Meister und schlug den Weg nach seiner Vaterstadt ein.

Er hatte kaum einige zwanzig Meilen zurückgelegt, als er an einem Abend durch einen Wald reiste, an dessen Ende eine ansehnliche Stadt lag, in welcher er übernachten wollte. Die Dämmerung war bereits angebrochen. Ferdinand schritt tapfer zu, als er plötzlich an dem Hintergrunde einer Brücke etwas liegen sah, das einem Menschen glich. Er eilte hinzu, und fand wirklich einen Mann, der in seinem Blute schwamm.

»Gott! was ist das!« rief der bestürzte Jüngling aus. »Hier ist ein Unglück geschehen. Räuber haben gewiß diesen Mann, der

vielleicht auch ein Reisender ist wie ich, angefallen, ich muß ihm beispringen.«

Er nahm seinen Ranzen vom Rücken, untersuchte die Wunden des Mannes und fand sie tödtlich. Er lief eiligst zum Flüßchen hin, brachte Wasser in seinem Hut, wusch die Wunden, verband sie so gut er konnte mit seinen Sacktüchern, die er aus dem Ranzen zog, und gab sich alle nur erdenkliche Mühe, um den Verwundeten in's Leben zu rufen. Es gelang ihm endlich. Der Mann schlug die Augen auf, starrte seinen Erretter an, drückte ihm die Hand, wollte sprechen, konnte aber fast nicht. Nur dieses konnte Ferdinand vernehmen, daß er ein Kaufmann war, in der benachbarten Stadt wohnte und Hauser hieß. Das war schon genug.

Nun was war aber anzufangen? Die Nacht war im Einbrechen, Ferdinand fühlte sich nicht stark genug, den Mann nach der Stadt zu tragen, es war auch nicht rathsam, denn er würde dessen Tod beschleunigt haben. Er untersuchte die Wunden noch einmal, und entschloß sich, eiligst in die Stadt zu gehen, um die Familie des Unglücklichen aufzusuchen

und allen Beistand zu begehren. Er nahm also seinen Ranzen, hing denselben an seinen Stock und eilte nach der Stadt.

Kaum hatte er die Hälfte des Weges zurückgelegt, so hörte er das Rasseln eines hinter ihm herkommenden Wagens.

»Gott sey gelobt,« sprach er bei sich selbst, »nun kommt ein Wagen herangefahren, ich will nun hier warten und die Leute, die sich darauf befinden, fragen, ob sie den Verwundeten bemerkt haben. Vielleicht bringen sie ihn schon mit, und so ist meine Mühe erspart.«

Der Wagen kam immer näher. Plötzlich stand er still, zwei Männer sprangen von demselben, stürzten auf Ferdinand los, packten ihn am Hals, nannten ihn Spitzbub, Mörder, rissen ihn zum Wagen, banden ihn fest, und schleppten ihn so nach der Stadt.

Ferdinand leistete keinen Widerstand, betheuerte nur, er sey nicht der Mörder, sondern er habe den Verwundeten, der auf dem Wagen lag, verbunden, und wollte sich nach der Stadt begeben, um Hülfe zu suchen, da der Unglückliche ihm seinen Namen und seinen Stand angezeigt hatte. Allein dieß half nichts.

»Du kennst ihn also,« sprach einer der Männer, »du bist ihm nachgeschlichen, um ihn zu tödten.«

Nun langte man am Stadtthore an. Ferdinand wurde der Wache übergeben. Man suchte seine Kleider und seinen Ranzen durch, fand aber nichts bei ihm, das die Mordthat bestätigen konnte, allein da seine Hände ganz voll Blut waren, so wurde er verdächtig, und man führte ihn ins Gefängniß. Der Verwundete wurde in sein Haus getragen und den Ärzten übergeben.

Ferdinand seufzte zu Gott in seinem Gefängnisse und stellte ihm seine Rechtfertigung heim. Am andern Tage ließ ihn der Richter vor sich führen und fing an, die in solchen Fällen übligen Fragen an ihn zu stellen. Ferdinand rief Gott zum Zeugen seiner Unschuld an, legte dem Richter die Scheine vor, welche er von seinen Meistern erhalten hatte. Der Richter konnte nicht begreifen, daß ein Jüngling, der so schöne Zeugnisse bei sich trug und sich mit solchem Edelsinne aussprach, ein Mörder sey, nur eines schien ihm verdächtig, nämlich daß Ferdinands Hände noch blutig

waren, als man ihn gefangen nahm, was doch leicht begreiflich war, da der gute junge Mann seine Hände zu waschen vergaß, weil er so schnell in die Stadt eilte, um Hilfe zu suchen. Allein da man in Criminalsachen auch auf das Mindeste acht gibt, so konnte der Richter den Ferdinand nicht los lassen, er ließ ihn aber sehr menschlich behandeln, die Sache sollte aufgeschoben werden bis zur Genesung des Verwundeten, der selbst den Mörder angeben mußte.

Als Ferdinand in's Gefängniß zurück kehrte, gingen die Gefangenen in einem Gange des Hauses spazieren. Plötzlich hörte Ferdinand seinen Namen von einer ihm nicht unbekannten Stimme aussprechen. Er schaute sich um, und erkannte seinen ehemaligen Mitschüler Ruprecht. Beide waren betroffen, sich in solchem Hause anzutreffen. Als Ruprecht erfuhr, warum Ferdinand sich im Gefängnisse befand, schämte er sich, ihn angesprochen zu haben, wandte sich von ihm weg und sagte: »Du bist reif genug, an den Galgen geknüpft zu werden, so endet es mit dir,

denn du warst immer ein dummer Kerl, ein Heuchler.«

Ferdinand wollte ihm antworten, allein die Wächter rissen ihn fort und führten ihn in einen einsamen Kerker. O wie schmerzte es den holden Jüngling, so verkannt zu werden! Bald hätte es ihn gereut, die edle That an dem Verwundeten ausgeübt zu haben, da sie ihm so schwer zu stehen kam, ihm vielleicht gar den Tod zuziehen konnte; allein er stärkte sich mit dem Gedanken, daß Gott die Wahrheit kenne und ihm dieses Liebeswerk einst in einer andern Welt vergelten werde. Das Bild seiner geliebten kränklichen Mutter schwebte immer vor seinen Augen. Er hatte sich geschmeichelt, dieselbe bald zu umarmen, und nun sitzt er im Kerker gleich einem Missethäter!

Vierzehn Tage verstrichen, und Ferdinand war immer in der Gefangenschaft, als an einem Nachmittage die Thüre des Kerkers geöffnet wurde. Der Richter trat herein und befahl dem Jünglinge ihm zu folgen. Beide stiegen in einen Wagen und fuhren durch verschiedene Straßen der Stadt. Sie hielten endlich vor einem schönen Hause. Der Richter führte

Ferdinand in einen großen Saal und von da in ein Schlafzimmer, in welchem sich zehn Personen befanden. In einem Lehnstuhle saß ein Kranker. — »O Gott!« rief dieser aus, als er den Ferdinand erblickte, »dieß ist mein Retter!«

Freudenthränen glänzten in allen Augen. Ferdinand trat näher und der Kranke drückte ihn mit Entzücken an seine Brust. »Verzeihen Sie,« sprach er zu ihm, »edler junger Mann, die Leiden, die ich Ihnen verursacht habe. Sie schmachten seit vierzehn Tagen im Gefängnisse, da ich doch Ihnen das Leben zu verdanken habe; denn wenn Sie nicht gekommen wären und meine Wunden mit so großer Sorgfalt verbunden hätten, so wäre ich gestorben, indem ich mich verblutete. Dank Ihnen! Gott soll Sie segnen, und Sie für Ihren Liebesdienst belohnen.«

Ferdinand erhielt alsdann die Glückwünsche aller Anwesenden. Der Richter kündigte ihm seine Freiheit an, und ließ ihm seinen Ranzen wieder zurückstellen.«

Der Kranke bat ihn, einige Wochen bei ihm zu bleiben, was jedoch Ferdinand nicht gestatten konnte wegen seiner kranken Mutter.

»Nun,« erwiederte der Kranke, »so müssen Sie wenigstens acht Tage hier verweilen, diese Zeit werden Sie schon wieder einbringen, denn wir lassen Sie nicht zu Fuße nach Hause gehen, Sie müssen im Eilwagen zurückkehren.«

Ferdinand konnte nichts mehr einwenden und blieb. Er wurde während dieser Zeit auf's liebvollste behandelt, und erhielt alle nur erdenklichen Beweise der Dankbarkeit.

Eines Tages, als er die Stadt besichtigte, kam er auf den großen Platz vor dem Rathhause. Er sah eine ungeheure Volksmenge um die Schandbühne versammelt, auf welcher drei Missethäter ausgestellt waren. Über dem Haupte eines Jeden war ein gedruckter Bogen angeheftet. Ferdinand las den ersten. Als er an den zweiten kam, stand ihm der Athem still. Er las Folgendes:

»Ruprecht N. N. von N. gebürtig, 28 Jahre alt, überwiesen 18 Diebstähle begangen zu haben, ist zu lebenslänglicher Gefangenschaft durch den obersten Gerichtshof verurtheilt worden.«

Ferdinand zog sich zurück, um seine Thränen zu verbergen. — »Unglücklicher Ruprecht!«

rief er aus, »so weit hast du es gebracht, am Pranger zu stehen und dein Leben im Gefängnisse zuzubringen! Dieß sind die Folgen deiner Grundsätze. Du fürchtetest nur die Menschen, und vergaßest Gott, nun hat dich Gott verlassen und die Menschen haben dich verstossen und bestraft. O möge deine Reue dir die Vergebung deiner Vergehen erwerben! Mögest du im späten Alter zu jenem zurückkehren, den du nie geliebt hast! Gott bleibt ewig, die Menschen aber verschwinden.«

Einige Tage nach dieser schauervollen Scene verließ Ferdinand die Stadt. Der Kaufmann, der fast wieder genesen war, beschenkte ihn reichlich und überreichte ihm beim Abschied ein Schreiben, welches ihm sein Leben hindurch ein Jahrgeld von 300 Gulden zusicherte.

Ferdinand kam glücklich bei seinen geliebten Ältern an. Er war so fromm und gut als bei der Abreise. Als er seinen Koffer vom Eilwagen nach Hause führen ließ, erstaunten die guten Leute. Allein als sie erblickten, was darin enthalten war, konnten sie sich nicht fassen. Ferdinand erzählte, was ihm vorgefallen.

Sein Vater umarmte ihn zärtlichst, und sprach: »Du hast edel gehandelt, mein Sohn, du siehst nun, daß Alles in Erfüllung gegangen ist, was ich dir vorgesagt. Bleibe nun deinen Grundsätzen getreu, und du wirst immer glücklich seyn. Fürchte Gott, und erfülle seine Gebote; denn dieß ist der ganze Mensch.«

Ferdinand befolgte diesen Rath, und sein Leben war fromm, und sein Tod kostbar in den Augen des Herrn. — Junge Leser folget seinem Beispiele nach, und auch Ihr werdet glücklich seyn.